

# «Wenn du keine 5,5

# hast, schlage ich dich!»

Text: ANDREA FOPP

**Wer an häusliche Gewalt denkt, denkt an Gewalt gegen Frauen. Doch auch Kinder werden in Schweizer Stuben verprügelt und vergewaltigt. Das ist doppelt schlimm. Denn geschlagene Kinder werden später oft selber zu Schlägern. Zwei Betroffene erzählen.**

LANGE ZEIT DENKT LILLY\*, sie sei selber schuld. Vielleicht hat sie zu wenig Gemüse gegessen oder ist zu spät nach Hause gekommen. Heute sagt sie: «Mein Stiefvater ist ein bitzli gestört. Er hatte einfach Lust, jemanden abzuschlagen.» Dieser jemand war meist Lilly. Heute fragt sich die junge Frau: «Was, wenn ich so werde wie meine Eltern?»

Lilly kennt die Studien, die zeigen: Kinder, die verprügelt werden, tragen die Gewalt häufig eine Generation weiter. Das Problem ist, dass sie häufig im System verlorengehen. Aber es gibt Hoffnung.

Lilly ist heute 18 Jahre alt und lebt seit sechs Jahren mit ihrer Pflegefamilie. Ihr Whatsapp-Profilbild zeigt zwei junge Frauen mit langem dunklem Haar, Lilly und ihre beste Freundin. Es ist ein heisser Julitag, Lilly ist gerade in den Ferien. Trotzdem erzählt sie am Telefon ihre Geschichte.

Sie reflektiert ihre Gefühle und findet präzise Worte auf Dialekt dafür. «Noch vor zwei Jahren hätte ich nicht über meine Kindheit reden können, dann wäre ich in Tränen ausgebrochen.»

Lilly kommt in einem Land zur Welt, wo «Gewalt zur Erziehung gehört», wie sie sagt. Mit sechs zieht sie in die Schweiz, ihre Mutter heiratet neu. Lilly spürt, dass ihr Stiefvater «nun ja, ein böser Mensch ist». Auch ihre Mutter hatte sie hin und wieder geschlagen, um ihr beizubringen, dass sie «danke» und «bitte» sagen muss. Aber der Stiefvater verprügelt und sperrt sie ein.

Lillys Mutter ist Puffmutter. Manchmal kommt sie monatelang nicht heim, und wenn, dann nur schnell am Wochenende. Dann sagt sie zu ihrem Mann: «Schlag Lilly nicht ins Gesicht!»

Sie will keine sichtbaren Wunden – «sonst stellen die Leute wieder Fragen».

Ein Forschungsteam der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften hat 2018 8300 Jugendliche zwischen 17 und 18 Jahren befragt. Resultat: Zwei von drei Kindern haben Gewalt durch die Eltern erfahren. Jeder fünfte Jugendliche kennt schwere Gewalt, zum Beispiel «Schlagen mit einem schweren Gegenstand».

Kinder wie Lilly glauben es, wenn sie ständig hören, dass sie nichts wert sind. Die einen werden trotzdem zufriedene Menschen. Die anderen bricht es fürs Leben. Studien zeigen, dass Kinder, die Gewalt erleiden, häufiger ein geringeres Selbstwertgefühl und Aggressionen haben, ängstlicher sind, häufiger alkohol- und drogenabhängig werden. Vielleicht auch, weil Gewalt kindliche Hirnareale schädigen kann.

Doch während häusliche Gewalt an Frauen in der Schweizer Politik und Gesellschaft ein grosses Thema ist, dachte jahrzehntelang kaum jemand an die Kinder. Häufig merkt gar niemand, dass sie geschlagen werden. Und die, die es merken, tun nichts. Weil sie Hemmungen haben.

Lilly klingelt oft bei ihren Nachbarn, weil ihre Eltern sie tagelang ohne Essen daheim lassen. «Ich hatte mega Hunger, und sie gaben mir Znacht.» Sie erzählt ihnen, dass der Stiefvater sie schlägt. «Sie müssen auch die Schreie gehört haben.» Aber sie unternehmen nichts.

Lillys Lehrer spricht sie manchmal auf ihre blauen Flecken an. Sie lügt, aus Angst. «Ich hoffte aber, dass der Lehrer selbst draufkommt, dass es nicht möglich ist, so oft in eine Stange zu laufen.»

Lilly hilft sich selbst.

Es ist an einem Montag, Lilly hat eine Prüfung. Der Stiefvater sagt: «Wenn du keine 5,5 hast, schlage ich dich!» Jetzt geht Lilly zum Lehrer. Der schlägt vor, Lilly eine 5,5 zu geben, egal wie sie abschneidet. Aber sie weiss: Der Stiefvater wird sie ohnehin verprügeln. «Es ging nicht um Leistung. Es ging um Macht.»

An diesem Abend packt Lilly ihre Sachen und versteckt sich auf einem Spielplatz. Dort campiert die 12-Jährige zwei Nächte. Bis der Lehrer merkt, dass sie zu riechen beginnt, und die Polizei ruft. «Die Polizisten waren toll», sagt Lilly. «Sie haben mich richtig ernst genommen, und einer hat fast angefangen zu heulen.» Lilly kommt bei der Pflegefamilie unter.

Wer jetzt beim Lesen denkt, das ist eh «nur» ein Ausländerproblem: So einfach ist es nicht. Fachleute aus der Praxis beobachten zwar, dass betroffene Kinder häufig aus Familien mit Migrationshintergrund stammen. Aber das hat nicht nur mit dem kulturellen, sondern auch mit dem finanziellen Hintergrund zu tun.

Psychologieprofessor Dominik Schöbi und sein Team von der Universität Freiburg haben im Jahr 2020 über 2000 Eltern befragt. Resultat: «Eltern, die wenig Bildung und wenig Geld haben, neigen eher zu Gewalt», sagt Schöbi. Armut triggert die Gewalt – und Leute mit Migrationshintergrund sind häufiger arm.

Aber auch die durchschnittliche Wohlstandsschweiz kennt eine Tradition der Gewalt in Kinderzimmern. Regula Bernhard Hug sagt: «In der Schweiz gibt es eine historisch und christlich geprägte Gewaltkultur in der Erziehung, von der wir uns nur langsam distanzieren.» Sie zitiert aus dem Alten Testament: «Wer seine Rute schont, der hasst seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn beizeiten.»

Bernhard Hug ist Geschäftsleiterin von Kinderschutz Schweiz, die Stiftung, welche die zitierte Studie zu Gewalt in der Erziehung im Schweizer Recht zur Norm erklärt wird. Ohrfeigen wären dann verboten, so wie in Deutschland, Italien, Frankreich oder Österreich.

Das Schweizer Parlament wehrte sich lange. Doch im Dezember 2020 hat der Nationalrat ein entsprechendes Postulat von Christine Bulliard-Marbach (Die Mitte) angenommen, der Bundesrat arbeitet nun eine Vorlage aus.

Schwere Gewalt ist zwar schon heute verboten, doch Bernhard Hug von Kinderschutz Schweiz sagt: «Es muss klar sein, dass keine Form der Gewalt in der Erziehung geht. Erziehung ist Privatsache, Gewalt nicht.»

Trotzdem haben auch Kinderbetreuer oder Lehrerinnen Hemmungen, Alarm zu schlagen. Oder sie erkennen die Zeichen nicht. Bernhard Hug erzählt: «In einem Fall wurde das Kind zu Hause mit Zigaretten verbrannt. Die Kita-Betreuerinnen dachten, die Narben kämen von den Windpocken.» Deshalb fordert Hug, dass pädagogisches Personal entsprechend ausgebildet wird. Gewisse Hochschulen machen das bereits, andere nicht.

Dasselbe bei den Behörden: Auch sie haben das Problem nicht gleichermassen auf dem Radar. So erheben nicht alle Kantone, ob Kinder anwesend sind, wenn die Polizei wegen häuslicher Gewalt zwischen Erwachsenen ausrückt. Etwa, wenn die Mutter geschlagen wird und Alarm schlägt.

Das Eidgenössische Büro für Gleichstellung hat im April 2022 diverse kantonale Polizei- und Opferhilfestatistiken und Studien ausgewertet. Bei mindestens jedem zweiten Polizeieinsatz wegen häuslicher Gewalt waren Kinder in der Wohnung.

Die Polizei hat die Pflicht, solche Fälle der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde zu melden. Damit abgeklärt wird, wie es den Kindern geht. Denn es ist wissenschaftlich erwiesen: Erwachsene, die einander schlagen, schlagen auch ihre eigenen Kinder häufiger.

Trotzdem bekommen betroffene Kinder nicht immer Hilfe: Häufig funktioniert die Kommunikation zwischen Justiz und Kinderschutz nicht, wie mehrere Fachleute aus unterschiedlichen Kantonen während der Recherche kritisieren.

Oder die Kommunikation funktioniert, aber die Interessen der Kinder kommen trotzdem zu kurz. Etwa, weil sie keine Lobby und keine Anlaufstelle haben: Frauenhäuser sind ursprünglich für die Frauen da, die Opferhilfe unterstützt zwar auch die Kinder, identifiziert sich aber häufig mit den Müttern. Und die Justiz hat vor allem die Täter im Blick.

So dürfen etwa jugendliche Söhne, manchmal auch Töchter, aus Gewaltfamilien nicht ins Frauenhaus. Sie geraten häufig in einen Loyalitätskonflikt. Da ist das Risiko hoch, dass sie den gewalttätigen Vätern den Standort der Frauenhäuser verraten. Aber nur wenige Kantone haben Mädchen- oder Knabenhäuser.

Wer aber Gewalt bekämpfen will, muss bei den Kindern ansetzen. Mädchen und Knaben, die Gewalt erleben, werden bis zu siebenmal häufiger selbst zum Gewalttäter oder zur Gewalttäterin. «Sie kennen es nicht anders», sagt Magdalena Sieber\*.

Sie schlug ihren Mann, stach ihn mit einem Kugelschreiber, brach ihm die Nase. Es vergingen Jahre, bis sie realisierte: Was da aus ihr herausbricht, ist die Gewalt aus Kindertagen. «Ich habe alles erlebt: Diktatur, psychische und physische und sexuelle Misshandlungen, aber auch sehr gute Plätze.»



Mütter schlagen ihre Kinder  
genauso häufig wie Väter.  
Bloss haben sie nachher  
ein schlechteres Gewissen.

FOTOS: SAM BURTON / STOCKSY UNITED

Wir telefonieren an einem Regentag im Sommer 2020. Magdalena Sieber muss man keine Fragen stellen, sie erzählt von sich aus auf Schweizerdeutsch, weiss genau, was sie sagen will.

Magdalena hat ein düsteres Kapitel der Schweizer Geschichte durchlitten: Sie ist ein Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen. Bis in die achtziger Jahre haben Behörden in der Schweiz Kinder in Heimen oder als billige Arbeitskräfte auf Bauernhöfen fremdplatziert. Viele der Kinder erlitten massive Gewalt.

Schon Magdalenas Grosseltern sind Verdingkinder, ihre Mutter ebenso. Ihre Onkel nehmen sich alle das Leben. Und als die Mutter – als ledige Frau – Magdalena bekommt, nehmen die Behörden ihr das Baby weg. Magdalena wächst in Kinderheimen und Pflegefamilien auf.

Mit sechs Jahren wird Magdalena das erste Mal vergewaltigt. Sie arbeitet in den Ferien auf einem Hof, den Rest des Jahres wohnt sie in einem Kleinstheim. Der Bauer sagt, das sei ihre Strafe fürs Stehlen. «Ich verstand die Welt nicht mehr – ich hatte gar nicht gestohlen.» Als das Mädchen im Heim davon erzählt, heisst es, sie habe eine «blühende Phantasie». Magdalena muss immer wieder zurück, der Bauer vergewaltigt sie weiter.

Mit 13 ist Magdalena Alkoholikerin. «Ich habe mir mein Leben schön getrunken, nahm Tabletten, alles, was ich in die Hände bekam.» Mit 20 steht sie auf der Strasse. Vorher wurde ihr jegliche Struktur vorgegeben, jetzt muss sie plötzlich selbst Rechnungen zahlen, Steuererklärungen ausfüllen. Und dann verliebt sie sich und heiratet, macht einen Entzug und wird schwanger.

1992 und 1994 kommen ihre Töchter zur Welt. Magdalena ist total überfordert. Sie wird laut, schlägt ihren Mann, wirft Gegenstände, sogar dicke Röhrenfernseher aus dem Fenster. Magdalena ist eine feingliedrige Frau. «Aber wenn ich in Rage komme, dann habe ich eine Kraft, ich weiss nicht, woher.»

Je älter Magdalena wird, umso schwieriger wird es, Arbeit zu finden. Als Heimkind hat sie keine Ausbildung erhalten. Ihr Mann ist aus Afrika, seine Ausbildung ist in der Schweiz nichts wert. Das Geld ist knapp. «Da war so ein innerer Druck in mir, der raus musste, der wirklich raus musste.»

Ihre Mädchen fasst Magdalena nie an, das hat sie sich schon vor der ersten Schwangerschaft geschworen. Aber sie bekommen alles mit, versuchen zu schlichten, haben Angst um ihre Mutter.

Im Jahr 2000 ruft ein Nachbar endlich die Polizei. Die nimmt den Mann mit, er wird wegen häuslicher Gewalt verurteilt, kriegt eine Busse. Ausserdem bekommt die Familie eine familientherapeutische Begleitung. Magdalena kann es bis heute nicht fassen: «Alle dachten, mein Mann sei der Gewalttätige. Niemand kam auf die Idee, dass ich schuld bin.»

Die Zahlen sind klar: Frauen sind deutlich häufiger Opfer von häuslicher Gewalt. Rund 70 Prozent der Opfer im Jahr 2021 waren Frauen. Unter den Beschuldigten ist das Geschlechterverhältnis umgekehrt: Etwa 74 Prozent der registrierten mutmasslichen Gewalttäter waren Männer. Das zeigt die Auswertung des Eidgenössischen Gleichstellungsbüros vom April 2022.

Bei Gewalt gegen Kinder ist das Bild unklar. Laut Kriminalstatistiken werden im Schnitt 1129 Personen pro Jahr wegen Gewalt an Kindern polizeilich registriert, davon rund 69 Prozent Männer. Die zitierte Schweizer Studie zum Erziehungsverhalten kommt dagegen zum Ergebnis: Mütter schlagen ihre Kinder genauso häufig wie Väter. Bloss haben sie nachher das schlechtere Gewissen.

Laut Professor Dominik Schöbi hauen Eltern ihre Kinder in der Regel, weil sie die Nerven verlieren. Das passiert Frauen wie Männern. Die Gewalt eiskalt berechnend einsetzen, um die Partnerin zu kon-

trollieren, ist hingegen ein Männerding. Intimer Terror nennt sich das.

Magdalena glaubt aufgrund ihrer Erfahrung allerdings, dass es eine hohe Dunkelziffer weiblicher Täterinnen gibt: «Männer schämen sich zu sagen, dass eine Frau sie schlägt.» Sie selbst hat jahrelang verdrängt, dass sie die Gewalttätige in der Familie ist.

Das ändert sich, als sie 35 Jahre alt und vom Anwalt ihrer Mutter kontaktiert wird. Er zeigt ihre Akten, dort steht schwarz auf weiss: «Meine Mutter war kein Dreckstück, wie meine Betreuer mir sagten. Sie wollte mich nicht weggeben – man hat mich ihr weggenommen.»

Das legt einen Schalter um, und Magdalena versteht: Ich brauche Hilfe. Sie beginnt verschiedene Therapien und realisiert zwei Dinge: Erstens, ich bin schuld, wenn ich so ausraste. Und: Die Wut, die kommt aus der Gewalt, die ich als Kind erlebt habe.

Magdalena arbeitet ihre Vergangenheit auf, konfrontiert ihre Peiniger. Auch den Bauern, der sie vergewaltigt hat, besucht sie. Er zeigt keine Einsicht, und seine Frau sagt nur: «Ich war froh, dass er dich nahm, sonst hätte er mich genommen.» Jahre später geht Magdalena noch einmal vorbei und sagt ihm, sie habe ihm verziehen. Als er kurz darauf stirbt, meldet sich sein Sohn: Er habe endlich Ruhe gefunden, sei erleichtert gewesen, dass es ihr gut gehe.

Da findet auch Magdalena Ruhe. Endlich hört das Kopfkino mit ihren Gewalterlebnissen auf. Und sie kann sich jetzt beruhigen, wenn es brodeln in ihrem Bauch. Sie und ihr Mann sind bis heute zusammen, einfach in getrennten Wohnungen.

Heute schauen die Behörden genauer hin als in Magdalenas Kindheit. Damals bestimmten Laien – gewählte Politiker – über das Schicksal der Kinder. Mittlerweile gibt es die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde Kesb, die professionell vorgeht. Sie gerät zwar immer wieder in Kritik. Aber Magdalena hat die Entwicklung miterlebt und sagt: «Es hat sich vieles verbessert, die Behörden sprechen etwa viel mehr auf Augenhöhe mit Opfern und Täterinnen und Tätern.» Ihre Botschaft an die Gesellschaft: «Eltern sollten lernen, dass Kinder nicht ihnen gehören. Das Kind gehört sich selbst.»

Auch die Anlaufstellen in den Kantonen legen den Fokus stärker auf das Kindeswohl. In Basel gibt es ein speziell ausgebildetes Team aus Kinderpsychologen, die bei jedem Polizeieinsatz wegen häuslicher Gewalt auf die Kinder zugehen. Auch gesamtschweizerisch scheint das Bewusstsein für das Leid der Kinder derzeit noch einmal zu steigen. Wenn auch aus einem traurigen Grund: Während der Corona-Pandemie hat die häusliche Gewalt zugenommen. Dementsprechend mussten auch mehr misshandelte Kinder ins Spital, wie die nationale Kinderschutzstatistik 2021 zeigt.

Lilly hat bis heute Selbstzweifel und Krisen. Aber sie kann sich immer häufiger sagen: «Ich bin gut so, wie ich bin. Mir ist Scheisse passiert, aber ich kann nichts dafür.» Lilly möchte später Kinder haben. Zwar hat sie sich schon oft überlegt: «Was, wenn ich auch so werde wie meine Mutter und mein Stiefvater?» Aber dann denkt sie: «Schliesslich mache ich eine Therapie, um genau das zu verhindern. Und das unterscheidet mich von meinen Eltern.» ■

\*Alle Namen der Betroffenen wurden zu ihrem Schutz geändert, Details zu Wohnort und Herkunft weggelassen.

ANDREA FOPP teilt die vorsichtige Zuversicht von Lilly und Magdalena: Es gibt in der Schweiz nach wie vor Kinder, die durch die Hölle gehen. Aber Eltern und Politik sind aufgewacht.

Das Reporterforum Schweiz hat diese Recherche mit einem Stipendium ermöglicht.